



Krisen sind wie Stromschnellen, die es zu umschiffen gilt.

MICHAEL BUHOLZER / KEYSTONE

Das alte neue Normal

Aus historischer Perspektive ist die Gegenwart keine Krise, sondern die Rückkehr zur Normalität. Solange wir von der Überwindung der Krisen träumen, bleiben wir im Modus des Reparierens. Gastkommentar von Reinhard K. Sprenger

Die meisten Menschen haben für ihr Leben das innere Bild eines möglichst langen, ruhigen Flusses, in dem Turbulenzen die Ausnahme sind. Eine Krise ist in dieser Vorstellung eine Stromschnelle, die – um im Bild zu bleiben – möglichst zu umschiffen ist. Danach fliesst das Wasser wieder ruhig und harmonisch. Dieses Bild gerät ins Wanken, wenn Krisen sich stapeln: Finanzkrise, Klimakrise, Energiekrise, Treibstoffkrise, Ukraine-Krise, Demokratiekrise, Krise der Meinungsfreiheit, Krise der Autorität – aber auch Fachkräftekrise: Man kriegt heute keinen Heizungsinstallateur mehr, aber jede Menge Klangschalentherapeuten. Viele sprechen daher von einer «Dauerkrise». Und reagieren mit Orientierungslosigkeit, Ohnmacht, Investitions- und Konsumzurückhaltung bis hin zur Natalitätsverweigerung.

Wenn das Unerwartete geschieht

Aber was ist eigentlich eine Krise? Nicht jede Unzulänglichkeit ist ja eine Krise; es gibt immer Lebensbedingungen, die nicht einfach zu bewältigen sind, aber zum Alltag gehören. Wenn wir den Begriff nicht inflationieren wollen, dann ist eine Krise ein radikaler Bruch der Kontinuitätserwartung. Sie ist gekennzeichnet durch einen unerwarteten Beginn, eine (zunächst) unklare Ursache, ein ungewisses Ende und nicht prognostizierbare Konsequenzen. Das entscheidende Kriterium aber ist: Die Krise ist zeitlich begrenzt. Es gibt ein Davor und ein Danach. Daher ist die Rede von der «Dauerkrise» irreführend.

Was ist das Besondere an der gegenwärtigen Situation? Es ist der historische Hintergrund. Denn das Erleben einer Krise hängt ab von der Konzeption dessen, was wir «normal» nennen. Die wiederum ist gebunden an geschichtliche Erfahrung. Und da kommen wir aus einer Zeit, die seit dem Zweiten Weltkrieg bis etwa zur Finanzkrise 2008 stets auf aufsteigender Linie war.

Alle Entwicklungen zeigten nach oben, es ging uns immer besser, alles wurde «mehr». So sehr, dass nach dem Fall der Mauer 1989 das «Ende der Geschichte» ausgerufen wurde – gemeint war das Ende der Volatilitäten und der Anfang unendlicher Möglichkeiten. Vor allem aber waren wir sicher, dass wir sicher waren. Aus dieser Zeit speisten sich die Erwartungen für die Zukunft. So sollte es weitergehen.

Und dann tauchten einige «Spielverderber» auf, die sich weder um unsere Erwartungen scherten noch um die Regeln, nach denen wir bislang spielten. Durch sie wurde die Unsicherheit als Leitparadigma für politisches wie für wirtschaftliches Handeln abgelöst von der Ungewissheit. Für Ungewissheit aber versagt die bis anhin so erfolgreiche Kompetenz der planerischen Zukunftsvorstellung. Zugleich verschob sich die gut eingeübte Praxis des erfahrungsgesättigten Wählens hin zum präzedenzlosen Entscheiden ohne belastbare Faktenbasis.

Anfänglich wollte man es kaum glauben, war verblüfft, betrachtete es als Betriebsunfall – eben als Krise. Was wir vergessen haben: Menschheitsgeschichtlich waren wir immer bedroht – durch naturbedingte Knappheiten und menschen-

Menschheitsgeschichtlich waren wir immer bedroht – durch naturbedingte Knappheiten und menschenbedingte Kriege.

bedingte Kriege. Das war der Normalzustand. Noch die 1920er und die 1930er Jahre wiesen Dramen in allen Lebensbereichen auf. Aus historischer Perspektive ist die Gegenwart daher eben keine Krise – sondern eine Rückkehr zur Normalität. Die eigentliche Krise war die Zeit zwischen 1945 und 2008 – ein Bruch der Kontinuität, eine historisch beispiellose Zeit der Nicht-Normalität.

Fehlende Urteilskraft

Unser Erleben der Gegenwart ist jedoch geprägt von der Tatsache, dass uns die goldene Nicht-Normalität zur Normalität wurde. Wir erwarten von ihr Stetigkeit, als hätten wir Anspruch auf sie. Daher ist das Etikett der «Krise» selbst die Krise – eine Krise der Urteilskraft. Und die ist gefährlich. Solange wir die Gegenwart als Krise bezeichnen und von ihrer Überwindung träumen, bleiben wir im Modus des Reparierens. Wir bleiben defensiv, wollen «überwintern» in einem leicht modifizierten Weiter-so. Wenn wir hingegen zukunftsfähig werden wollen, müssen wir grundsätzlich denken und handeln. Denn die Welt von gestern ist die Welt von gestern. Das anzuerkennen erzwingt eine Idee der Staatlichkeit, die sich nicht in erster Linie als helvetischer Heimatschutzverein begreift, sondern die auf die vielfältigen grenzüberschreitenden Herausforderungen flexibel und mutig antwortet.

Im Institutionellen geht es dabei vorrangig um das Ausspülen jener Sklerose, die sich in den trägen Wohlstandsjahren abgelagert hat. Im Individuellen müssen wir lernen, uns wohlzufühlen in der Unbehaglichkeit (obwohl sich manche früheren Generationen unsere Unbehaglichkeit gewünscht hätten). Zukunftsfähigkeit sattelt aber vor allem auf dem Aufgeben der Hoffnung, es würde noch einmal so wie früher. Wer von der guten alten Zeit träumt, hat ein zu kurzes Gedächtnis.

Reinhard K. Sprenger ist Philosoph und arbeitet als Managementberater und Publizist. Er schreibt an einem Roman über Lebenswenden.

Betrachtet man die Lebenswelt heutiger junger Menschen, zeigt sich ein wiederkehrendes Muster. Sie wachsen in einer Gesellschaft auf, die hohe Anforderungen an Selbststeuerung, Leistungsfähigkeit und Optimierung stellt. Gleichzeitig geraten die sozialen Kontexte, die Entwicklung absichern und Belastungen auffangen können, zunehmend unter Druck oder erodieren. Die Frage ist deshalb nicht nur, wie einzelne Jugendliche widerstandsfähiger und resilienter werden können, sondern auch, welche Vorstellungen von «gelingendem» Aufwachsen wir als Gesellschaft vermitteln.

Entwicklungstheoretisch betrachtet lässt sich das Aufwachsen heutiger Jugendlicher als verlängertes Ungleichgewicht beschreiben. Auf der einen Seite setzt die Pubertät historisch betrachtet immer früher ein. So beginnt die Pubertät in vielen Fällen bereits vor dem zwölften Lebensjahr. Gleichzeitig verschieben sich zentrale Übergänge ins Erwachsenenleben nach hinten. Junge Menschen ziehen später aus, erreichen später finanzielle Unabhängigkeit und übernehmen zentrale Rollen in Beruf und Familie häufig erst in einem höheren Alter als frühere Generationen.

Lückenhafte Unterstützung

Zwischen diesen Polen entsteht eine verlängerte Zwischenphase, eine «neue Adoleszenz». Junge Menschen müssen durch komplexe Bildungswege navigieren, sich auf einem unsicheren Arbeitsmarkt orientieren und ihre Zukunft planen, während sie gleichzeitig mit globalen Krisen, digitaler Öffentlichkeit und hohen gesellschaftlichen Erwartungen konfrontiert sind. Diese Phase ist geprägt von Entwicklungsmöglichkeiten und Chancen, zugleich aber auch von erhöhter Vulnerabilität. Umso bedeutsamer werden die Menschen und Orte, die Orientierung, Sicherheit und Zugehörigkeit vermitteln und auch all jene Übergänge begleiten.

Jugend unter Druck – ein Lob der Halbheit

Jugendliche bewegen sich zwischen verlängerter Adoleszenz und überlasteten Systemen. Gleichzeitig nimmt die Beziehungsarmut zu und macht gesundes Aufwachsen schwieriger. Gastkommentar von David Bürgin

Familie ist und bleibt der wichtigste Entwicklungs- und Schutzraum für Kinder und Jugendliche. Für eine gelingende Entwicklung braucht es verlässliche Bezugspersonen, Zugehörigkeit und eine emotionale Heimat. Gleichzeitig stehen viele Familien heute selbst unter erheblichem Druck. Verdichtete Erwerbsarbeit, steigende Wohn- und Lebenshaltungskosten sowie lückenhafte familien- und sozialpolitische Unterstützung übersetzen sich in Alltagsstress, der sich unweigerlich auch auf Kinder und Jugendliche überträgt.

Einen grossen Teil ihres Alltags verbringen Jugendliche in einem zweiten zentralen Entwicklungsraum: der Schule. Wenn junge Menschen beschreiben, was sie belastet, stehen häufig Prüfungs-

druck, Noten, Hausaufgaben, Unsicherheit bezüglich Ausbildung und Studium sowie Sorgen um die berufliche Zukunft im Vordergrund. Gleichzeitig ist Schule weit mehr als ein Ort der Leistung. Hier entstehen Freundschaften, Zugehörigkeit und wichtige Beziehungen zu Erwachsenen ausserhalb der Familie. Schule ist Lernumgebung und Lebens- sowie Entwicklungsraum zugleich.

Doch auch das System Schule steht unter Druck. Lehrkräfte berichten von hoher Arbeitsbelastung, Zeitmangel und steigenden Anforderungen. Wenn Schule ein entwicklungsfördernder Raum sein soll, müssen deshalb nicht nur Schülerinnen und Schüler gestärkt werden, sondern auch Lehrpersonen und die Institution Schule selbst. Die Antwort auf die Her-

ausforderungen unserer Zeit kann nicht allein darin bestehen, die individuellen Anpassungsfähigkeiten junger Menschen zu fördern. Die entscheidende Frage lautet vielmehr, welche Bedingungen wir schaffen, damit gesunde Entwicklung gelingen kann.

Unvollkommenheit ist kein Defizit

In vielen Diskursen über psychische Gesundheit schwingt eine implizite Norm mit: das Ideal des rundum optimierten, dauerhaft funktionalen Menschen. Jugendliche sollen resilient, leistungsfähig, emotional kompetent, sozial integriert, engagiert, das zukünftige Rentensystem tragend und möglichst dauerhaft gut gelaunt sein. Dem lässt sich eine andere Haltung entgegensetzen: ein «Lob der Halbheit», wie es der Religionspädagoge Fulbert Steffensky formuliert. In eine ähnliche Richtung weist auch das Konzept des Psychoanalytikers Donald Winnicott, der von der «good enough mother» beziehungsweise vom «good enough parenting» spricht: Die Eltern sollen von der Last des Perfektionsideals entlastet werden.

Menschen sind nie vollständig fertig, nie durchgehend souverän und nie frei von Brüchen, Ambivalenzen und Verletzlichkeiten. Das Unvollkommene ist kein Defizit, das beseitigt werden muss, sondern ein Teil des Menschseins. Eine halb gute Freundin, ein halb gelungener Versuch oder ein halb guter Vater sind oft realistischere und menschlichere Ziele als das Ideal des Perfekten.

Die zentrale Aufgabe besteht somit nicht darin, dauerhaft funktionale junge Menschen heranzuziehen. Sie besteht darin, Bedingungen zu schaffen, unter denen junge Menschen mit all ihrer Unfertigkeit wachsen, scheitern, lernen, widersprechen und solidarisch teilhaben dürfen.

David Bürgin ist klinischer Entwicklungspsychologe und Senior Researcher an der Universitären Psychiatrischen Klinik Basel.